Heiner Keupp

PSYCHOTHERAPIE IM GESELLSCHAFTLICHEN UMBRUCH: NEUE HERAUSFORDERUNGEN

VON DER NOTWENDIGKEIT EINER PSYCHOTHERAPEUTISCHEN GESELLSCHAFTSDIAGNOSTIK

Ist es noch ein Thema in psychotherapeutischen Kontexten, sich zu vergewissern, in welcher Gesellschaft wir uns eigentlich befinden und was es bedeutet, in einem solchen Rahmen psychotherapeutisch zu arbeiten? Mein Eindruck ist, dass es diesen Diskurs kaum noch gibt. Mein Doktorand Cyrus Khamneifar (2008), ausgebildeter Psychoanalytiker, hat gerade seine Dissertation abgeschlossen. Er wollte in einer qualitativen Interviewstudie herausfinden, inwieweit der aktuelle gesellschaftliche Umbruch im Bewusstsein von PsychotherapeutInnen angekommen ist, wie er reflektiert und welche Konsequenzen aus seiner Wahrnehmung folgen. Cyrus Khamneifar teilte meinen Eindruck und stellt fest, „dass die kultur- und gesellschaftskritische Seite der Psychotherapie im ‚offiziellen' klinischen Alltag unterrepräsentiert zu sein" scheint (Khamneifar 2008, 4). Aber er wollte es genauer wissen und sich nicht nur auf unsystematische Impressionen verlassen. Vor allem ist ihm aufgefallen, dass in den eher informellen Gesprächen durchaus über gesellschaftliche Veränderungen und ihre Auswirkungen auf das eigene Leben und das der KlientInnen gesprochen wurde. Aber die Frage blieb, wie sich solche Diskurse auf die fachlich-psychotherapeutische Arbeit auswirken. Als Psychoanalytiker hat den Autor vor allem die eigene Diskursarena der Psychoanalyse interessiert, aber er hat durchaus auch die Auffassungen von VertreterInnen anderer psychotherapeutischer Richtungen kennen lernen wollen. So hat er 15 PsychotherapeutInnen in einem leitfadengestützten Interview befragt und darüber hinaus auch noch weitere Gesprächsgelegenheiten mit psychotherapeutisch tätigen KollegInnen gesucht. Ihnen allen hat er folgende Frage gestellt, auf die dann noch weitere differenzierende Fragen folgten: „Erleben Sie den gesellschaftlichen Wandel oder anhaltende gesellschaftliche Veränderungsprozesse in der Gesellschaft, und wenn ja, wie?" (Khamneifar 2008, 8).

Der Weg zu postmodernen Familienverhältnissen, in denen sich auch das Geschlechterverhältnis aus traditionellen Genderkonstruktionen herauslöst. Es wird deutlich, dass sich die Sozialisationsbedingungen für Heranwachsende strukturell verändern. Der Strukturwandel der Arbeitswelt führt zu weniger stabilen Karrieren und Sicherheiten. Der von der Wertewandelforschung untersuchte säkulare Wertewandel wird von den PsychotherapeutInnen klar benannt und vor allem der immer höhere Stellenwert des Anspruchs auf Selbstverwirklichung wird in seiner durchaus ambivalenten Form thematisiert. Als komplementär-widersprüchliches Muster wird die Sehnsucht nach Heimat und sozialer Verortung herausgestellt. Die immer stärker erlebte Unsicherheit und Ungewissheit befördert die Suche nach Wissen, aber auch nach Strategien mit Erfahrungen des Nicht-Wissens oder der „Unlesbarkeit" der Welt, wie es Richard Sennett (1998) formuliert. Im nächsten Schritt fasst Cyrus Khamneifar die spätmodernen Anpassungsversuche der Subjekte an ihre strukturell veränderte Alltagswelt zusammen und auch hier erweisen sich die Befragten als sensible BeobachterInnen. Sie spre-

Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

chen Phänomene an wie die Fitnessideologie, den Anspruch auf Selbstmanagement, den Konsumismus, den wachsenden Leistungsdruck, die unaufhaltsame Beschleunigung, den zunehmenden Jugendlichkeitskult und die Abhängigkeit von neuen Technologien.

Auch bei der Frage, welche Folgen der gesellschaftliche Wandel für die Psychotherapie hat, erweisen sich die GesprächspartnerInnen von Cyrus Khamneifar als durchaus problembewusst. Sie thematisieren bei den Rahmenbedingungen psychotherapeutischen Handelns eine problematische Ökonomisierung, Modularisierung und Medikalisierung. Auch die im gesamten Sozial- und Gesundheitssektor einsetzende sogenannte „Qualitätssicherung" und die damit verbundenen „staatlichen und quasi-staatlichen (Selbst-)Verwaltungsreglementierungen" (Khamneifar 2008, 182) werden angesprochen.

Mich hat die gesellschaftliche Problemsensibilität der befragten PsychotherapeutInnen beeindruckt. Sie unterscheidet sich deutlich von der Fachliteratur und von den Diskursen der institutionalisierten Psychotherapie. Hier könnte man generell von einer weiterverbreiteten „Gesellschaftsvergessenheit" sprechen. „Soziale Amnesie" hat das Russell Jacoby (21980) genannt. Dagegen sollte man etwas unternehmen. Ich möchte im Folgenden skizzenhaft aktuelle Gesellschaftsanalyse betreiben und von ihr ausgehend über die Rolle von Psychotherapie sprechen. Einsteigen möchte ich mit vier Thesen:

1. Subjekte einer individualisierten und globalisierten Netzwerkgesellschaft können in ihren Identitätsentwürfen nicht mehr problemlos auf kulturell abgesicherte biographische Schnittmuster zurückgreifen. In diesem Prozess stecken ungeheuere Potentiale für selbstbestimmte Gestaltungsräume, aber auch die leidvolle Erfahrung des Scheiterns. Psychotherapie kann für Subjekte ein hilfreiches Angebot sein, sich in diesen gesellschaftlichen Umbruchprozessen Unterstützung bei einer Neuorientierung, Reflexion und Selbstorganisation zu holen, sie kann aber auch „Trainingslager" für Fitness im Netzwerkkapitalismus liefern. Sie stellt einen Rahmen der „inneren Modernisierung" dar, aber die Frage, was in diesem Rahmen Emanzipation oder Affirmation sein kann, bleibt auf der Tagesordnung.

2. Die Psychotherapiegesetzgebung hat auf dem Therapiemarkt ein Ordnungsdispositiv geschaffen, das die Diskurse zur Psychotherapie erkennbar verändert hat. Es geht auf der einen Seite um Exklusion und Inklusion (Welche Therapierichtungen gehören „dazu" und welche nicht? Wer erfüllt die Standards auf Zulassung? Besteht noch die Chance auf Niederlassung in einer bestimmten Region?) und auf der anderen Seite erfolgt eine Verbetriebswirtschaftlichung in Form von Modularisierung und Manualisierung. Diskurse über den gesellschaftlichen Stellenwert von Psychotherapie und ihre Menschenbilder sind fast verstummt. Psychotherapie definiert sich gerne als Reflexionsangebot an Menschen, aber das eigene Tun soll tunlichst davon nicht betroffen sein. So überlässt man öffentliches Räsonieren über Psychotherapie dem Ressentiment selbsternannter KritikerInnen.

3. Wir haben eine Phase hinter uns, in der ein ungeheuer expansiver Psychomarkt entstanden ist. Neben psychotherapeutischen Verfahren, die auf eine lange Tradition von Erfahrung und wissenschaftlicher Überprüfung verweisen können, haben sich selbstermächtigte Gurus und Psychotechnologien etabliert. Die einen liefern vor allem esoterische Heilslehren, die anderen verhaltenstechnologisches „change

Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

management“. Märkte funktionieren nicht nach wissenschaftlichen Qualitätsstandards, sondern müssen zumindest ein plausibles „Gebrauchswertversprechen“ abgeben. Sie müssen bei potentiellen KonsumentInnen die Hoffnung erzeugen, dass sie etwas für sie Wichtiges oder Brauchbares anzubieten haben. Das kann praktische Lebenshilfe, die Überwindung von Leiden, beruflicher Erfolg oder weltanschauliche Beheimatung sein. Wenn wir den gesellschaftlichen Stellenwert von Psychotherapie begreifen wollen, müssen wir dieses ganze Spektrum im Auge haben und uns nicht den Blick durch das Lizensierungsverfahren des Gesetzgebers vorgeben lassen. Es stellt sich die Frage, in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben und wie sie die Nachfrage nach spezifischen psychokulturellen Deutungen und Dienstleistungen erzeugt.

4. Die Gesellschaft, in der wir uns heute befinden, lässt sich nicht mehr mit einem einzigen Etikett charakterisieren. Wir hören von Wissens-, Risiko-, Zivil-, Einwanderungs-, Erlebnis- oder Netzwerkgesellschaft. Sie wird auch als „fluide Gesellschaft“ bezeichnet, in der Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung, Flexibilisierung und Mobilität den Grundriss der Gesellschaft qualitativ verändern. Die großen GesellschaftsdiagnostikerInnen der Gegenwart sind sich in ihrem Urteil relativ einig: Die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche gehen ans „Eingemachte“ in der Ökonomie, in der Gesellschaft, in der Kultur, in den privaten Welten und auch an die Identität der Subjekte. In Frage stehen zentrale Grundprämissen der hinter uns liegenden gesellschaftlichen Epoche, die sich in unseren Köpfen zu Selbstverständlichkeiten verdichtet hatten. Lebensführung und Identitätsbildung werden in diesen Veränderungen zugleich zu chancen- und risikoreichen Projekten. Genau aus diesem Grund sind „Ichlinge“ KonsumentInnen von Psychotherapie.

Im Weiteren werde ich mich exemplarisch mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel und dessen psychosozialen Konsequenzen beschäftigen. Z.B. könnte man fragen, wie sich die klassisch nachgewiesenen und aktuell erneut eher verschärft klar bestätigten korrelativen Verknüpfungen zwischen Armut und psychischen Störungen verstehen lassen. Oder das Gewalthandeln von Jugendlichen veranlasst uns immer wieder, nach den Ursachen und ihrer Beeinflussbarkeit zu fragen. Ich möchte an der vielfach aufgezeigten Zunahme von Depressionen ansetzen, weil ich in dieser Zunahme die subjektiven Folgen gesellschaftlicher Dynamiken sehe, die vor allem für die individuelle Identitätsarbeit von Menschen erhebliche Anforderungen stellen.

Am 27. August 2006 stieß ich in der *Berliner Zeitung* auf einen Artikel, der in der Überschrift Diagnose, Therapie und Prävention enthielt: „Sport ist die beste Medizin. Expertin: Gesellschaftliche Änderung macht depressiv“. In ihm kann man lesen, dass gesellschaftliche Veränderungen nach Ansicht der Rostocker Psychiaterin Prof. Dr. Sabine Herpertz Depressionen zur Volkskrankheit haben werden lassen. 18% der Bevölkerung seien im Laufe ihres Lebens davon betroffen. Bei Frauen liege die Quote doppelt so hoch wie bei Männern, sagte sie anlässlich einer Tagung von PsychiaterInnen aus ganz Deutschland. ExpertInnen erwarteten eine weitere Zunahme. Grund sind laut Herpertz gesellschaftliche Veränderungen: „Die wachsende Mobilität führt zu einer Vereinsamung der Menschen. Familien werden auseinander gerissen. Ehen werden geschieden. Ältere bleiben alleine zurück.“ Das führe zu einem besonders starken Anstieg der Erkrankungen bei über 60-Jährigen. Ein weiterer Grund sei der

wachsende Druck am Arbeitsplatz – unter anderem wegen der Angst vor Arbeitslosigkeit und der Forderung nach lebenslangem Lernen, was die Menschen überfordere. Herpertz empfahl, mit Mechanismen zur Stressbewältigung Depressionen vorzubeugen. „Wichtig ist, die eigenen Stärken und Schwächen zu erkennen und damit umzugehen. Perfektionistische Menschen, die besonders gefährdet sind, an Depressionen zu erkranken, sollten akzeptieren, dass sie nicht immer 100% geben müssen, sondern auch mal etwas liegen lassen können." Gerade junge Menschen könnten auch durch Sport vorbeugen. „Neueste wissenschaftliche Erkenntnisse belegen, dass Sport antidepressiv wirkt." Herpertz zufolge sollten Depressionen auch als Krankheit ernster genommen werden. Familie und KollegInnen von Betroffenen interpretierten oft die Antriebslosigkeit als fehlende Anstrengung. „Häufig wird Depressiven gesagt, sie sollen sich zusammenreißen. Depressionen können aber nicht durch Willensanstrengung überwunden werden." Wenn jemand erkrankt sei, brauche der/die Depressive die Hilfe eines/r Psychotherapeuten/in oder eines/er Psychiaters/in, in schweren Fällen müssten auch Medikamente genommen werden.

Die Lektüre dieses Artikels hinterlässt ein ambivalentes Gefühl bei mir. Einerseits finde ich es erfreulich, wenn eine Psychiaterin, die sich um ein „Rostocker Bündnis gegen Depression" bemüht, auf gesellschaftliche Bedingungen Bezug nimmt, die sie für die Zunahme der Depression verantwortlich macht. Andererseits ist dann das Maßnahmenbündel von Therapie und Prävention doch etwas oberflächlich.

Die uns vorliegenden epidemiologischen Daten, die immer stärker die Einschätzung stützen, dass die Depression zur Volkskrankheit Nr. 1 wird, legen die Frage nahe, was dafür die Ursachen sein könnten. Aus Frankreich kam kürzlich unter dem Titel „Das erschöpfte Selbst" von Alain Ehrenberg ein wichtiger Beitrag, der eine wichtige Brücke zwischen sozialwissenschaftlicher Gegenwartsdeutung und der Zunahme diagnostizierter Depressionen schlägt. Er geht davon aus, dass Subjekte in der globalisierten Gesellschaft ein hohes Maß an Identitätsarbeit leisten müssen (vgl. Ehrenberg 2004). Die zunehmende Erosion traditioneller Lebenskonzepte, die Erfahrung des „disembedding" (Giddens 1995), die Notwendigkeit zu mehr Eigenverantwortung und Lebensgestaltung haben Menschen in der Gegenwartsgesellschaft viele Möglichkeiten der Selbstgestaltung verschafft. Zugleich ist aber auch das Risiko des Scheiterns gewachsen. Vor allem die oft nicht ausreichenden psychischen, sozialen und materiellen Ressourcen erhöhen diese Risikolagen. Die gegenwärtige Sozialwelt ist als „flüchtige Moderne" charakterisiert worden (Bauman 2000), die keine stabilen Bezugspunkte für die individuelle Identitätsarbeit zu bieten hat und den Subjekten eine endlose Suche nach den richtigen Lebensformen abverlangt. Diese Suche kann zu einem „erschöpften Selbst" führen, das an den hohen Ansprüchen an Selbstverwirklichung und Glück gescheitert ist (vgl. Ehrenberg 2004). Eine zweite aktuelle Dissertation einer langjährig erfahrenen Psychotherapeutin (vgl. Summer 2008), die mit dem an Ehrenberg geschärften Blick ihren 10-jährigen KlientInnenstamm reanalysiert hat, zeigt deutlich, dass die ins Ich-Ideal verinnerlichten gesellschaftlichen Leistungs- und Selbstverwirklichungsideologien eine destruktive Dynamik auslösen können.

Psychotherapie könnte genau für solche Zusammenhänge eine wichtige seismographische Funktion haben. Sie arbeitet an den Krisen der Subjekte und deren mangelnden Kompetenzen, sie zu bewältigen. Die Häufung spezifischer Krisen verweist aber über das einzelne Subjekt hinaus und macht es erforderlich, den kulturellgesellschaftlichen Hintergrund zu beleuchten und zu benennen, der diese Krisen fördert. Die in den letzten Jahrzehnten registrierte

Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

Zunahme etwa von Depressionen, Burnouterfahrungen, Borderline- oder Essstörungen sind Beispiele für die Notwendigkeit, neben einer psychodiagnostischen auch eine gesellschaftsdiagnostische Einordnung vorzunehmen. Diese aber ist wiederum die Voraussetzung für präventive Maßnahmen. Bei vielen der aktuell bedeutsamer werdenden Störungsbilder handelt es sich um Identitätskrisen, die auf veränderte gesellschaftliche Lebensbedingungen im globalisierten Netzwerkkapitalismus verweisen. Diese stellen Anforderungen an die alltägliche Identitätsarbeit dar, mit denen viele Menschen nicht mehr zurecht kommen. Es bedarf also unter der Perspektive präventiver psychosozialer Arbeit Antworten auf die Frage, wie die Ressourcen von Subjekten gefördert werden können, die sie zu einer souveränen Identitätsarbeit befähigen.

IDENTITÄTSARBEIT HEUTE – DIE BILDER VERÄNDERN SICH

Das Hineinwachsen in diese Gesellschaft bedeutete bis in die Gegenwart hinein, sich in diesem vorgegebenen Identitätsgehäuse einzurichten. Die nachfolgenden Überlegungen knüpfen an diesem Bild an und betonen, dass dieses moderne Identitätsgehäuse seine Passformen für unsere Lebensbewältigung zunehmend verliert, auch wenn „der letzte Zentner fossilen Brennstoffs“ noch nicht „verglüht ist“. Das erleben viele Menschen als Verlust, als Unbehaustheit, als Unübersichtlichkeit, als Orientierungslosigkeit und Diffusität und sie versuchen sich mit allen Mitteln ihr gewohntes Gehäuse zu erhalten.

Sie sollen ArchitektIn und BaumeisterIn des eigenen Lebensgehäuses werden, aber das ist keine Kür, sondern zunehmend Pflicht in einer grundlegend veränderten Gesellschaft. Es hat sich ein tief greifender Wandel von geschlossenen und verbindlichen zu offenen und zu gestaltenden sozialen Systemen vollzogen. Nur noch in Restbeständen existieren Lebenswelten mit geschlossener weltanschaulich-religiöser Sinngebung, klaren Autoritätsverhältnissen und Pflichtkatalogen. Auf diesem Hintergrund verändern sich die Bilder, die für ein gelungenes Leben oder erfolgreiche Identitätsbildung herangezogen werden. Menschen hätten die festen Behausungen oder auch Gefängnisse verlassen: Sie seien „Vagabunden“, „Nomaden“ oder „Flaneure“ (vgl. Bauman 1997). Die Fixierung an Ort und Zeit wird immer weniger. Es ist die Rede von der „Chamäleon-Identität“. Es wird die Metapher des „Videobandes“ bemüht (vgl. Bauman 1997, 133): „leicht zu löschen und wieder verwendbar“. Die postmodernen Ängste beziehen sich eher auf das Festgelegtwerden, „Fixeophobie“ nennt das Bauman (1996, 22).

Mit welchen Bildern oder Metaphern können wir die aktuelle Identitätsarbeit zum Ausdruck bringen? Schon eigene Alltagserfahrungen stützen die Vermutung, dass von den einzelnen Personen eine hohe Eigenleistung bei diesem Prozess der konstruktiven Selbstverortung zu erbringen ist. Sie müssen Erfahrungsfragmente in einen für sie sinnhaften Zusammenhang bringen. Diese individuelle Verknüpfungsarbeit nenne ich „Identitätsarbeit“, und ich habe ihre Typik mit der Metapher vom „Patchwork“ auszudrücken versucht. Dieser Begriff hat schnell sein Publikum gefunden und sich teilweise auch von unserer Intention gelöst. Wir wollten mit ihm die Aufmerksamkeit auf die aktive und oft sehr kreative Eigenleistung der Subjekte bei der Arbeit an ihrer Identität richten. Das kann in seiner spezifischen Ästhetik farbig und bunt erscheinen, und einige dieser Produkte können Bewunderung und Faszination auslösen. Aber

Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

gerade dann interessiert die Frage nach dem Herstellungsprozess dieses Produktes. Mit welchen Identitätsmaterialen ist gearbeitet worden und über welche Konstruktionsfähigkeiten verfügt ein Subjekt, das ein spezifisches Identitätspatchwork kreiert hat? Häufig ist nur das Produkt der Identitätskonstruktion mit der Patchworkmetapher in Verbindung gebracht worden und dann auch nur die buntscheckig verrückten oder ausgeflippten Produkte, genau das, was der Zeitgeist der Postmoderne zuschreiben wollte.

Die Schöpfung der Metapher von der „Patchwork-Identität" hat mir eine große Resonanz beschert. Eine richtig platzierte Metapher mag in der bestehenden Mediengesellschaft einen schnellen Erfolg bescheren, aber eine Metapher ist im Prozess wissenschaftlicher Entwicklung zunächst nur ein Erkenntnisversprechen. Diese Metapher hat unseren wissenschaftlichen Suchprozess angeleitet und in Bezug auf das Ergebnis alltäglicher Identitätsarbeit bleibt sie hilfreich: In ihren Identitätsmustern fertigen Menschen aus den Erfahrungsmaterialien ihres Alltags patchworkartige Gebilde und diese sind Resultat der schöpferischen Möglichkeiten der Subjekte. Das war schon unsere Anfangsidee und diese hat sich erhalten. Das ist unser Ausgangspunkt und nicht unser Ergebnis. Wenn also nach einer Dekade intensiver Forschung über alltägliche Identitätsarbeit in der Spätmoderne unser Identitätsmodell in erster Linie so verstanden wird, als würden wir Identität als „einen bunten Fleckerlteppich" betrachten und nicht mehr als ein sich schnell einprägendes Bild bieten, dann müssten wir mit unserer Forschung und der Verbreitung ihrer Ergebnisse höchst unzufrieden sein. Wir wollten den öffentlichen Diskurs über die individualisierte Gesellschaft auch nicht mit weiteren Schlagworten wie „Ich-Jagd", „Ich-Implosion", „Ich-AG", „Ego-Taktiker", „Ich-Aktien" oder „Ich-Entfesselung" befrachten.

Uns hat vor allem das „Wie" interessiert, der Herstellungsprozess: Wie vollzieht sich diese Identitätsarbeit? Oder im Bild gesprochen: Wie fertigen die Subjekte ihre patchworkartigen Identitätsmuster? Wie entsteht der Entwurf für eine kreative Verknüpfung? Wie werden Alltagserfahrungen zu Identitätsfragmenten, die Subjekte in ihrem Identitätsmuster bewahren und sichtbar unterbringen wollen? Woher nehmen sie Nadel und Faden und wie haben sie das Geschick erworben, mit ihnen so umgehen zu können, dass sie ihre Gestaltungswünsche auch umsetzen können? Und schließlich: Woher kommen die Entwürfe für die jeweiligen Identitätsmuster? Gibt es gesellschaftlich vorgefertigte Schnittmuster, nach denen man sein eigenes Produkt fertigen kann? Gibt es Fertigpackungen mit allem erforderlichen Werkzeug und Material, das einem die Last der Selbstschöpfung ersparen kann?

Das Konzept der „Patchworkidentität" hat insgesamt eine positive Resonanz erfahren, aber es ist uns auch immer wieder enteignet worden. Sowohl durch Vereinnahmungen von Ideologieproduzenten marktradikaler Neoliberaler als auch von KritikerInnen, die uns die Konstruktion einer geschmeidigen Affirmationsfigur unterstellen, die sich mit dem globalisierten Netzwerkkapitalismus arrangiert hätte und das allseits flexible Subjekt repräsentieren würde. In beiden Varianten steckt eine „projektive Identifikation": Uns wird ein normatives Modell unterstellt, das dann entweder die eigene Position bestätigen soll oder eben als Zielscheibe der Kritik dienen kann.

Unsere Ausgangsfragestellung war – jenseits aller normativer Vorannahmen – die Folgende: Die Erste Moderne hat normalbiographische Grundrisse geliefert, die als Vorgaben für individuelle Identitätsentwürfe gedient haben. Innerhalb dieser Grundrisse bildete die berufliche Teilidentität eine zentrale Rolle, die für die Identitätsarbeit der Subjekte Ordnungsvorgaben

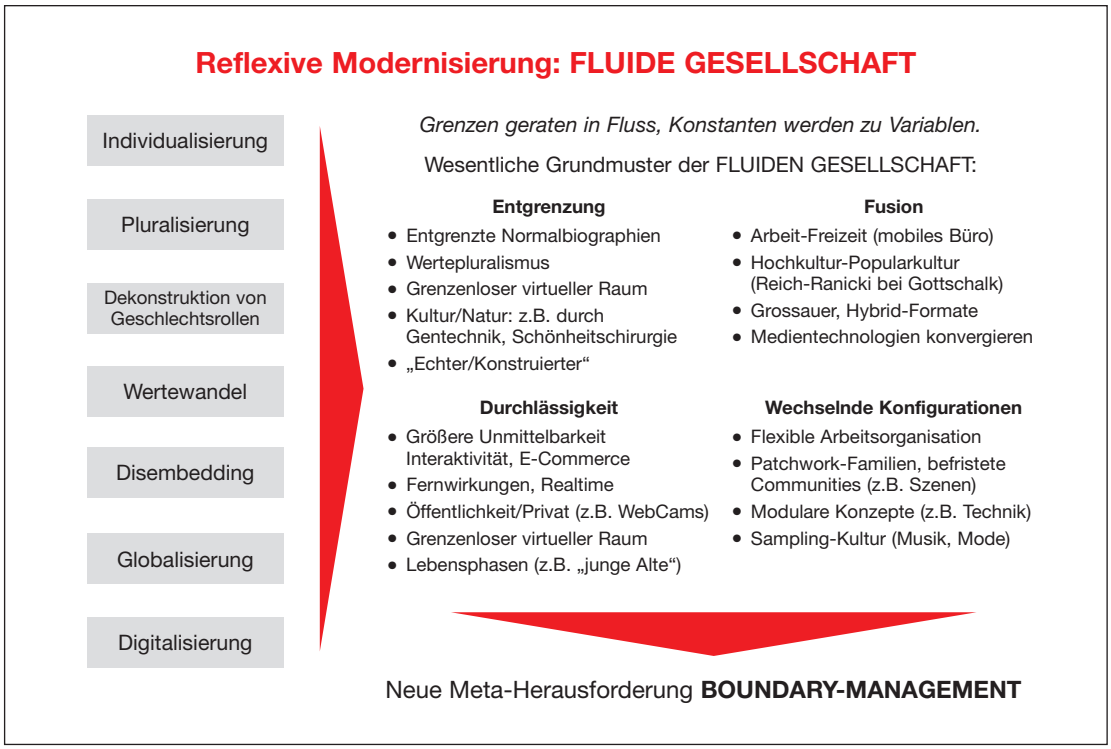
Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

schuf. In der Zweiten Moderne verlieren diese Ordnungsvorgaben an Verbindlichkeit und es stellt sich dann die Frage, wie Identitätskonstruktionen jetzt erfolgen.

SPÄTMODERNE GESELLSCHAFTLICHE VERHÄLTNISSE

An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns eine „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (vgl. Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statische und Stabile zu verabschieden ist.

Grafik 1: „Reflexive Modernisierung: FLUIDE GESELLSCHAFT“



Quelle: Barz/Kampik/Singer/Teuber 2001.

In Berlin hat Jürgen Habermas am 5. Juni 1998 dem Kanzlerkandidaten der SPD im Kulturforum von dessen Partei eine großartige Gegenwartsdiagnose geliefert. Aus ihr will ich nur seine Diagnose eines „Formenwandels sozialer Integration“ aufgreifen, der in Folge einer „postnationalen Konstellation“ entsteht: „Die Ausweitung von Netzwerken des Waren-, Geld-, Personen- und Nachrichtenverkehrs fördert eine Mobilität, von der eine sprengende Kraft ausgeht“ (Habermas 1998, 126). Diese Entwicklung fördert eine „zweideutige Erfahrung“: „die Desintegration haltgebender, im Rückblick autoritärer Abhängigkeiten, die Freisetzung aus gleichermaßen orientierenden und schützenden wie präjudizierenden und gefangen nehmenden Verhältnissen. Kurzum, die Entbindung aus einer stärker integrierten Lebenswelt entlässt die Einzelnen in die Ambivalenz wachsender Optionsspielräume. Sie öffnet ihnen die Augen und erhöht zugleich das Risiko, Fehler zu machen. Aber es sind dann wenigstens die eigenen Fehler, aus denen sie etwas lernen können“ (Habermas 1998, 126f).

Der mächtige neue Kapitalismus, der die Containergestalt des Nationalstaates demontiert hat, greift unmittelbar auch in die Lebensgestaltung der Subjekte ein. Auch die biographischen Ordnungsmuster erfahren eine reale Dekonstruktion. Am deutlichsten wird das in Erfahrungen der Arbeitswelt.

Einer von drei Beschäftigten in den USA hat mit seiner gegenwärtigen Beschäftigung weniger als ein Jahr in seiner aktuellen Firma verbracht. Zwei von drei Beschäftigten sind in ihren aktuellen Jobs weniger als fünf Jahre. Vor 20 Jahren waren in Großbritannien 80% der beruflichen Tätigkeiten vom Typus der 40 zu 40 (eine 40-Stunden-Woche über 40 Berufsjahre hinweg). Heute gehören gerade noch einmal 30% zu diesem Typus und ihr Anteil geht weiter zurück.

Kenneth J. Gergen sieht ohne erkennbare Trauer durch die neue Arbeitswelt den „Tod des Selbst", jedenfalls jenes Selbst, das sich der heute allüberall geforderten „Plastizität" nicht zu fügen vermag. Er sagt: „Es gibt wenig Bedarf für das innengeleitete, „one-style-for-all" Individuum. Solch eine Person ist beschränkt, engstirnig, unflexibel. (...) Wir feiern jetzt das proteische Sein (...) Man muss in Bewegung sein, das Netzwerk ist riesig, die Verpflichtungen sind viele, Erwartungen sind endlos, Optionen allüberall und die Zeit ist eine knappe Ware" (Gergen 2000, 104).

In seinem viel beachteten Buch „Der flexible Mensch" liefert Richard Sennett (1998) eine weniger positiv gestimmte Analyse der gegenwärtigen Veränderungen in der Arbeitswelt. Der „Neue Kapitalismus" überschreitet alle Grenzen, demontiert institutionelle Strukturen, in denen sich für die Beschäftigten Berechenbarkeit, Arbeitsplatzsicherheit und Berufserfahrung sedimentieren konnten.

> An ihre Stelle ist die Erfahrung einer (1) *„Drift"* getreten: Von einer „langfristigen Ordnung" zu einem „neuen Regime kurzfristiger Zeit" (Sennett 1998, 26). Und die Frage stellt sich in diesem Zusammenhang, wie dann überhaupt noch Identifikationen, Loyalitäten und Verpflichtungen auf bestimmte Ziele entstehen sollen.
>
> Die fortschreitende (2) *Deregulierung:* Anstelle fester institutioneller Muster treten netzwerkartige Strukturen. Der flexible Kapitalismus baut Strukturen ab, die auf Langfristigkeit und Dauer angelegt sind. „Netzwerkartige Strukturen sind weniger schwerfällig". An Bedeutung gewinnt die „Stärke schwacher Bindungen", womit gemeint ist zum einen, „dass flüchtige Formen von Gemeinsamkeit den Menschen nützlicher seien als langfristige Verbindungen, zum anderen, dass starke soziale Bindungen wie Loyalität ihre Bedeutung verloren hätten" (Sennett 1998, 28).
>
> Die permanent geforderte Flexibilität entzieht (3) „festen Charaktereigenschaften" den Boden und erfordert von den Subjekten die Bereitschaft zum „Vermeiden langfristiger Bindungen" und zur „Hinnahme von Fragmentierung". Diesem Prozess geht nach Sennett immer mehr ein begreifbarer Zusammenhang verloren.
>
> Die Subjekte erfahren das als (4) *Deutungsverlust:* „Im flexiblen Regime ist das, was zu tun ist, unlesbar geworden" (Sennett 1998, 81).
>
> So entsteht der Menschentyp des (5) flexiblen Menschen, der sich permanent fit hält

Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

für die Anpassung an neue Marktentwicklungen, der sich nicht zu sehr an Ort und Zeit bindet, um immer neue Gelegenheiten nutzen zu können. Lebenskohärenz ist auf dieser Basis kaum mehr zu gewinnen. Sennett hat erhebliche Zweifel, ob der flexible Mensch menschenmöglich ist. Zumindest kann er sich nicht verorten und binden.

Die wachsende (6) *Gemeinschaftssehnsucht* interpretiert er als regressive Bewegung, eine „Mauer gegen eine feindliche Wirtschaftsordnung" hochzuziehen (Sennett 1998, 190). „Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach Verwurzelung in einer Gemeinde. All die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: die Ungewissheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, ‚nichts aus sich machen zu können', das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu suchen" (Sennett 1998, 189f).

Im Rahmen dieses Deutungsrahmens räumt Sennett dem „Scheitern" oder der mangelnden kommunikativen Bearbeitung des Scheiterns eine zentrale Bedeutung ein: „Das Scheitern ist das große Tabu (...) Das *Scheitern* ist nicht länger nur eine Aussicht der sehr Armen und Unterprivilegierten; es ist zu einem häufigen Phänomen im Leben auch der Mittelschicht geworden" (Sennett 1998, 159). Dieses Scheitern wird oft nicht verstanden und mit Opfermythen oder mit Feindbildkonstruktionen beantwortet. Aus der Sicht von Sennett kann es nur bewältigt werden, wenn es den Subjekten gelingt, das Gefühl ziellosen inneren Dahintreibens, also die „drift" zu überwinden. Für wenig geeignet hält er die postmodernen Erzählungen. Er zitiert Salman Rushdie als Patchworkpropheten, für den das moderne Ich „ein schwankendes Bauwerk ist, das wir aus Fetzen, Dogmen, Kindheitsverletzungen, Zeitungsartikeln, Zufallsbemerkungen, alten Filmen, kleinen Siegen, Menschen, die wir hassen, und Menschen, die wir lieben, zusammensetzen" (Sennett 1998, 181). Solche Narrationen stellen ideologische Reflexe und kein kritisches Begreifen dar, sie spiegeln „die Erfahrung der Zeit in der modernen Politökonomie": „Ein nachgiebiges Ich, eine Collage aus Fragmenten, die sich ständig wandelt, sich immer neuen Erfahrungen öffnet – das sind die psychologischen Bedingungen, die der kurzfristigen, ungesicherten Arbeitserfahrung, flexiblen Institutionen, ständigen Risiken entsprechen" (Sennett 1998, 182). Für Sennett befindet sich eine so bestimmte „Psyche in einem Zustand endlosen Werdens – ein Selbst, das sich nie vollendet" und für ihn folgt daraus, dass es „unter diesen Umständen keine zusammenhängende Lebensgeschichte geben (kann), keinen klärenden Moment, der das Ganze erleuchtet" (Sennett 1998, 182). Daraus folgt dann auch eine heftige Kritik an postmodernen Narrationen: „Aber wenn man glaubt, dass die ganze Lebensgeschichte nur aus einer willkürlichen Sammlung von Fragmenten besteht, lässt das wenig Möglichkeiten, das plötzliche Scheitern einer Karriere zu verstehen. Und es bleibt kein Spielraum dafür, die Schwere und den Schmerz des Scheiterns zu ermessen, wenn Scheitern nur ein weiterer Zufall ist" (Sennett 1998).

Also: Die großen Gesellschaftsdiagnostiker der Gegenwart sind sich in ihrem Urteil relativ einig: Die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche gehen ans „Eingemachte" in der Ökonomie, in der Gesellschaft, in der Kultur, in den privaten Welten und auch an die Identität der Subjekte und das hat auch Konsequenzen für Bildungsprozesse. In Frage stehen zentrale Grundprämissen der hinter uns liegenden gesellschaftlichen Epoche, die Burkart Lutz schon 1984 als

den „kurzen Traum immerwährender Prosperität“ bezeichnet hatte. Diese Grundannahmen hatten sich zu Selbstverständlichkeiten in unseren Köpfen verdichtet.

Wir haben zur Kenntnis zu nehmen, dass wir in einer Gesellschaft leben, die gekennzeichnet ist durch:

- Tief greifende kulturelle, politische und ökonomische Umbrüche, die durch einen global agierenden digitalen Netzwerkkapitalismus bestimmt werden;
- sich ändernde biographische Schnittmuster, die immer weniger aus bislang bestimmenden normalbiographischen Vorstellungen bezogen werden können;
- durch Wertewandel, der einerseits neue Lebenskonzepte stützt, der aber zugleich in seiner pluralisierten Form zu einem Verlust unbefragt als gültig angesehener Werte führt und mehr selbst begründete Wertentscheidungen verlangt;
- veränderte Geschlechterkonstruktionen, die gleichwohl untergründig wirksame patriarchale Normen und Familienmuster nicht überwunden haben;
- die Pluralisierung und Entstandardisierung familiärer Lebensmuster, deren Bestand immer weniger gesichert ist und von den beteiligten Personen hohe Eigenleistungen in der Beziehungsarbeit verlangt;
- die wachsende Ungleichheit im Zugang der Menschen zu materiellem, sozialem und symbolischem Kapital, die gleichzeitig auch zu einer ungleichen Verteilung von Lebenschancen führt;
- zunehmende Migration und daraus folgenden Erfahrungen mit kulturellen Differenzen und einem Patchwork der Verknüpfung dieser Differenzen zu neuen Hybriditäten, die aber von spezifischen Bevölkerungsgruppen als Bedrohung erlebt werden;
- wachsenden Einfluss der Medien, die nicht nur längst den Status einer zentralen Erziehungs- und Bildungsinstanz haben, sondern auch mit ihrem hohen Maß an Gewaltpräsentation zumindest die Gewöhnung an Gewalt wesentlich fördern;
- hegemonialen Ansprüche, die die Mittel von Krieg und Terror einsetzen, um ihre jeweiligen ideologischen Vorstellungen einer Weltordnung jenseits demokratischer Legitimation durchzusetzen.

WIE HEUTE IDENTITÄTSARBEIT GELEISTET WIRD

Wie könnte man die Aufgabenstellung für unsere alltägliche Identitätsarbeit formulieren?
Hier meine thesenartige Antwort: Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die inne-

Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

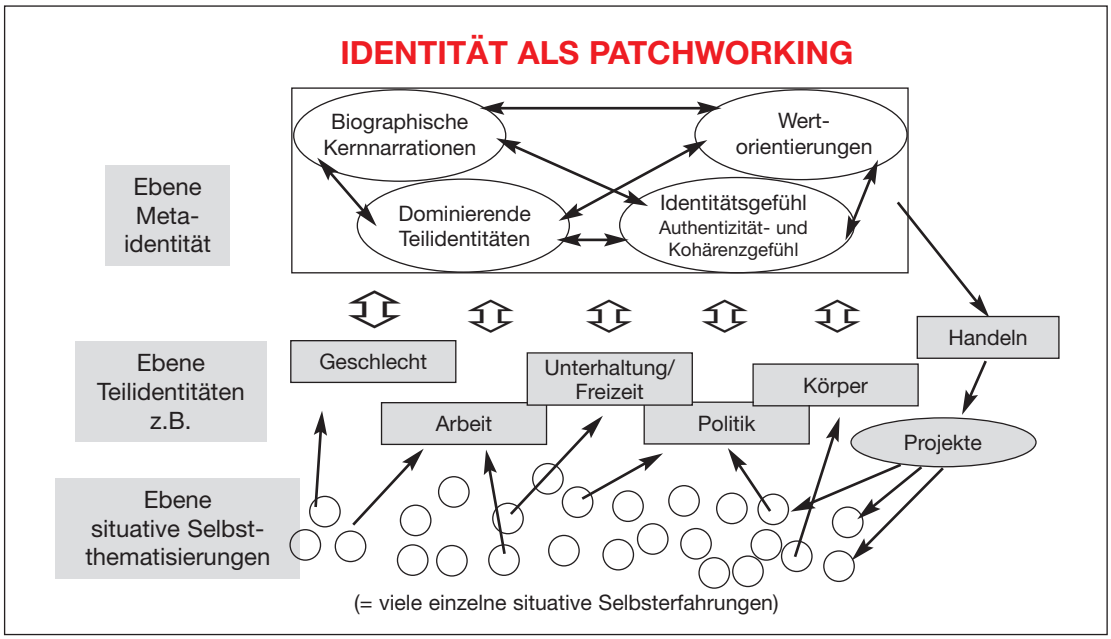
re Selbstschöpfung von Lebenssinn. Das alles findet natürlich in einem mehr oder weniger förderlichen soziokulturellen Rahmen statt, der aber die individuelle Konstruktion dieser inneren Gestalt nie ganz abnehmen kann. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen die individuelle Lebensführung in einen stabilen kulturellen Rahmen „eingebettet“ wird, der Sicherheit, Klarheit, aber auch hohe soziale Kontrolle vermittelt und es gibt Perioden der „Entbettung“ (Giddens 1997, 123), in denen die individuelle Lebensführung wenige kulturelle Korsettstangen nutzen kann bzw. von ihnen eingezwängt wird und eigene Optionen und Lösungswege gesucht werden müssen. Gerade in einer Phase gesellschaftlicher Modernisierung, wie wir sie gegenwärtig erleben, ist eine selbstbestimmte „Politik der Lebensführung“ unabdingbar.

Identitätsarbeit hat als Bedingung und als Ziel die Schaffung von Lebenskohärenz. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum „Selbsttätigwerden“ oder zur „Selbsteinbettung“. In Projekten bürgerschaftlichen Engagements wird diese Fähigkeit gebraucht und zugleich gefördert. Das Gelingen dieser Identitätsarbeit bemisst sich für das Subjekt von innen an dem Kriterium der Authentizität und von außen am Kriterium der Anerkennung.

Identitätsarbeit hat eine innere und äußere Dimension. Eher nach außen gerichtet ist die Dimension der *Passungs- und Verknüpfungsarbeit.* Unumgänglich ist hier die Aufrechterhaltung von *Handlungsfähigkeit* und von *Anerkennung* und Integration. Eher nach „innen“, auf das Subjekt, bezogen ist *Synthesearbeit* zu leisten, hier geht es um die subjektive Verknüpfung der verschiedenen Bezüge, um die Konstruktion und Aufrechterhaltung von *Kohärenz* und Selbstanerkennung, um das Gefühl von *Authentizität* und *Sinnhaftigkeit.*

In unserem eigenen Modell (vgl. Keupp/Ahbe/Gmür 2002) lässt sich der innere Zusammenhang der genannten Prozesse darstellen.

Grafik 2: Identität als Patchworking



Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

WELCHE RESSOURCEN WERDEN BENÖTIGT?

Ich hatte schon anfänglich die zentralen Fragen aufgeworfen, die heutige Identitätsforschung zu beantworten hat: Wie fertigen die Subjekte ihre patchworkartigen Identitätsmuster? Wie entsteht der Entwurf für eine kreative Verknüpfung? Wie werden Alltagserfahrungen zu Identitätsfragmenten, die Subjekte in ihrem Identitätsmuster bewahren und sichtbar unterbringen wollen? Woher nehmen sie Nadel und Faden und wie haben sie das Geschick erworben, mit ihnen so umgehen zu können, dass sie ihre Gestaltungswünsche auch umsetzen können? Diese Fragen zu stellen, heißt zugleich auch die Anschlüsse für präventive oder Empowermentüberlegungen anzuschließen.

Welche Ressourcen werden denn nun benötigt, um selbstbestimmt und selbstwirksam eigene Wege in einer so komplex gewordenen Gesellschaft gehen zu können? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich die Folgenden nennen:

- Herstellung eines kohärenten Sinnzusammenhangs
- Die Fähigkeit zum „boundary management“
- Sie brauchen „einbettende Kulturen“
- Sie benötigen eine materielle Basissicherung
- Sie benötigen die Erfahrung der Zugehörigkeit
- Sie brauchen einen Kontext der Anerkennung
- Beteiligung am alltäglichen interkulturellen Diskurs
- Sie brauchen zivilgesellschaftliche Basiskompetenzen.

Lebenskohärenz

In einer hochpluralisierten und fluiden Gesellschaft ist die Ressource „Sinn“ eine wichtige, aber auch prekäre Grundlage der Lebensführung. Sie kann nicht einfach aus dem traditionellen und jederzeit verfügbaren Reservoir allgemein geteilter Werte bezogen werden. Sie erfordert einen hohen Eigenanteil an Such-, Experimentier- und Veränderungsbereitschaft. Im Rahmen der salutogenetisch ausgerichteten Forschung hat sich das „Kohärenzgefühl“ (sense of coherence) als ein erklärungsfähiges Konstrukt erwiesen (vgl. Antonovsky 1997). Dieses Modell geht von der Prämisse aus, dass Menschen ständig mit belastenden Lebenssituationen konfrontiert werden. Der Organismus reagiert auf Stressoren mit einem erhöhten Spannungszustand, der pathologische, neutrale oder gesunde Folgen haben kann, je nachdem, wie mit dieser Spannung umgegangen wird. Es gibt eine Reihe von allgemeinen Widerstandsfaktoren, die innerhalb einer spezifischen soziokulturellen Welt als Potential gegeben sind. Sie hängen von dem kulturellen, materiellen und sozialen Entwicklungsniveau einer konkreten Gesellschaft ab. Mit organismisch-konstitutionellen Widerstandsquellen ist das körpereigene Immunsystem einer Person gemeint. Unter materiellen Widerstandsquellen ist der Zugang zu materiellen Ressourcen gemeint (Verfügbarkeit über Geld, Arbeit, Wohnung etc.). Kognitive Widerstandsquellen sind „symbolisches Kapital“, also Intelligenz, Wissen und Bildung. Eine zentrale Widerstandsquelle bezeichnet die Ich-Identität, also eine emotionale Sicherheit in Bezug auf die eigene Person. Die Ressourcen einer Person schließen als zentralen Bereich ihre zwischenmenschlichen Beziehungen ein, also die Möglichkeit, sich von anderen Menschen soziale Unterstützung zu holen, sich sozial zugehörig und verortet zu fühlen.

Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

Zu den Widerstandsressourcen kann man auch die Bearbeitung der eigenen Lebenserfahrungen zählen, das begreifende Verarbeiten von Leid und Scheitern. Man muss in diesen Prozessen lernen, den eigenen Anteil an der eigenen Lebensgeschichte zu begreifen und sich nicht immer nur als passives Opfer anderer Menschen, der Lebensumstände oder des Schicksals zu konstruieren. Aber man muss auch die falsche Psychologisierung zurückweisen lernen. Wichtig ist ein Lernprozess, in dem dieses schwierige Ergänzungsverhältnis von subjektiven und objektiven Faktoren entwirrt und richtig sortiert wird. Es gibt oft gute Gründe, in dem, was einem widerfährt, die eigene Beteiligung in Form von Illusionen, Selbstüberschätzungen oder unbewussten Aufträgen der Eltern zu sehen. Es gibt aber genauso gute Gründe, die objektiven ökonomischen oder strukturellen Bedingungen einer verschärften Lebenssituation, einer Krise und eines Misslingens zu sehen und als psychologische Schuldzuweisungen zurückzuweisen. In unseren Identitätserzählungen sollten diese Anteile gut bearbeitet sein und in ihnen dürfen nicht Erfolgs-, sondern auch Geschichten des Scheiterns einen Resonanzboden finden. Dazu noch einmal Richard Sennett: „Das Heilende des Narrativen beruht genau auf dieser Auseinandersetzung mit dem Schwierigen. Die heilende Arbeit des Narrativen begrenzt das Interesse an der Erzählung nicht darauf, dass sie am Ende ‚gut' ausgeht" (Sennett 1998, 184).

Boundary management

In einem soziokulturellen Raum der Überschreitung fast aller Grenzen wird es immer mehr zu einer individuellen oder lebensweltspezifischen Leistung, die für das eigene „gute Leben" notwendigen Grenzmarkierungen zu setzen. Als nicht mehr verlässlich erweisen sich die Grenzpfähle traditioneller Moralvorstellungen, der nationalen Souveränitäten, der Generationsunterschiede, der Markierungen zwischen Natur und Kultur oder zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Der Optionsüberschuss erschwert die Entscheidung für die richtige eigene Alternative. Beobachtet wird – nicht nur – bei Jugendlichen eine zunehmende Angst vor dem Festgelegtwerden („Fixeophobie"), weil damit ja auch der Verlust von Optionen verbunden ist. Gewalt- und Suchtphänomene können in diesem Zusammenhang auch als Versuche verstanden werden, entweder im diffusen Feld der Möglichkeiten unverrückbare Grenzmarkierungen zu setzen (das ist nicht selten die Funktion der Gewalt) oder experimentell Grenzen zu überschreiten (so wird mancher Drogenversuch verstanden). Letztlich kommt es darauf an, dass Subjekte lernen müssen, ihre eigenen Grenzen zu finden und zu ziehen, auf der Ebene der Identität, der Werte, der sozialen Beziehungen und der kollektiven Einbettung.

Soziale Ressourcen

Gerade für Heranwachsende sind neben familiären Netzwerken ihre peer groups eine wichtige Ressource. Im Rahmen der Belastungs-Bewältigungs-Forschung stellen soziale Netzwerke vor allem einen Ressourcenfundus dar. Es geht um die Frage, welche Mittel in bestimmten Belastungssituationen im Netzwerk verfügbar sind oder von den Subjekten aktiviert werden können, um diese zu bewältigen. Das Konzept der „einbettenden Kulturen" (vgl. Kegan 1986) zeigt die Bedeutung familiärer und außerfamiliärer Netzwerke für den Prozess einer gelingenden Identitätsarbeit vor allem bei Heranwachsenden. Dies kann im Sinne von Modellen selbstwirksamer Lebensprojekte erfolgen, über die Rückmeldung zu eigenen Identitätsstrategien, über die Filterwirkung kultureller und vor allem medialer Botschaften bis hin zur Bewäl-

Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

tigung von Krisen und Belastungen. Ein zweiter Aspekt kommt hinzu: Netzwerke bedürfen der aktiven Pflege und ein Bewusstsein dafür, dass sie nicht selbstverständlich auch vorhanden sind. Für sie muss etwas getan werden, sie bedürfen der aktiven Beziehungsarbeit und diese wiederum setzt soziale Kompetenzen voraus. Sind diese Kompetenzen im eigenen Sozialisationsmilieu nicht aktiv gefördert worden, dann werden die „einbettenden Kulturen" auch nur ungenügend jene unterstützende Qualität für eine souveräne Lebensgestaltung erzeugen können, die ihnen zukommen sollte.

Materielle Ressourcen

Die Armutsforschung zeigt, dass Kinder und Jugendliche überproportional hoch von Armut betroffen sind und Familien mit Kindern nicht selten mit dem „Armutsrisiko" zu leben haben. Susanne Mayer hat es in „DIE ZEIT" so zusammengefasst: „In Deutschland sind Kinder zu 27 Prozent von Armut betroffen, das ist der zweithöchste Wert in Europa. Nur in Irland ist das Armutsrisiko der Kinder höher (28 Prozent), in Dänemark liegt es bei 11 Prozent. Widerfährt deutschen Kinder das Missgeschick, in einem Haushalt allein erziehender Eltern zu landen, steigt ihre Chance, dass es äußerst ärmlich zugeht, auf 47 Prozent. Würden diese Kinder in Schweden bei Papa oder Mama leben, wären nur 19 Prozent von ihnen arm. Könnten Kinder sich ihr Geburtsland aussuchen, nun, Deutschland wäre vermutlich nicht die erste Wahl" (DIE ZEIT, Nr. 42 vom 09.10.2003). Da materielle Ressourcen auch eine Art Schlüssel im Zugang zu anderen Ressourcen bilden, entscheiden sie auch mit über Zugangschancen zu Bildung, Kultur und Gesundheit. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verlässt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Ohne die Chance auf Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung ist für Heranwachsende kaum möglich, Autonomie und Lebenssouveränität zu gewinnen.

Zugehörigkeitserfahrungen

Die gesellschaftlichen „disembedding"-Erfahrungen gefährden die unbefragt selbstverständliche Zugehörigkeit von Menschen zu einer Gruppe oder einer Gemeinschaft. Die „Wir-Schicht" der Identität – wie sie Norbert Elias nennt –, also die kollektive Identität wird als bedroht wahrgenommen. Es wächst das Risiko, nicht zu dem gesellschaftlichen Kern, in dem sich dieses „Wir" konstituiert, zu gehören. Die Soziologie spricht von Inklusions- und Exklusionserfahrungen. Nicht zuletzt an der Zunahme der Migration wird der Konflikt um die symbolische Trennlinie von Zugehörigkeit und Ausschluss konflikthaft verhandelt. Rassistische Deutungen und rassistisch begründete Gewalt sind Teil dieses „Zugehörigkeitskampfes".

Anerkennungskulturen

Eng verbunden mit der Zugehörigkeitsfrage ist auch die Anerkennungserfahrung. Ohne Kon-

Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

texte der Anerkennung ist Lebenssouveränität nicht zu gewinnen. Auch hier erweisen sich die gesellschaftlichen Strukturveränderungen als zentrale Ursache dafür, dass ein „Kampf um Anerkennung“ entbrannt ist. In traditionellen Lebensformen ergab sich durch die individuelle Passung in spezifische vorgegebene Rollenmuster und normalbiographische Schnittmuster ein selbstverständlicher Anerkennungskontext. Diese Selbstverständlichkeit ist im Zuge der Individualisierungsprozesse, durch die die Moderne die Lebenswelten der Menschen veränderte und teilweise auflöste, in Frage gestellt worden. Anerkennung muss – wie es Charles Taylor herausarbeitet – auf der persönlichen und gesellschaftlichen Ebene erworben werden und insofern ist sie prekär geworden: „So ist uns der Diskurs der Anerkennung in doppelter Weise geläufig geworden: erstens in der Sphäre der persönlichen Beziehungen, wo wir die Ausbildung von Identität und Selbst als einen Prozess begreifen, der sich in einem fortdauernden Dialog und Kampf mit signifikanten anderen vollzieht; zweitens in der öffentlichen Sphäre, wo die Politik der gleichheitlichen Anerkennung eine zunehmend wichtigere Rolle spielt“ (Taylor 1993, 27). Taylors zentrale These ist für ein Verständnis der Hintergründe von Gewalt und Sucht zentral: Er geht davon aus, „dass unsere Identität teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkennung durch die anderen geprägt (werde), so dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen“ (Taylor 1993, 13f).

Interkulturelle Kompetenzen

Die Anzahl der Kinder und Jugendlichen, die einen Migrationshintergrund haben, steigt ständig. Sie erweisen sich als kreative SchöpferInnen von Lebenskonzepten, die die Ressourcen unterschiedlicher Kulturen integrieren. Sie bedürfen aber des gesicherten Vertrauens, dass sie dazu gehören und in ihren Identitätsprojekten anerkannt werden. In der schulischen Lebenswelt treffen Heranwachsende aufeinander, die unterschiedliche soziokulturelle Lern- und Erfahrungsvoraussetzungen mitbringen, die zugleich aber auch den Rahmen für den Erwerb interkultureller Kompetenzen bilden.

Zivilgesellschaftliche Kompetenzen

Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte durch ihr Engagement zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen. „Bürgerschaftliches Engagement“ wird aus dieser Quelle der vernünftigen Selbstsorge gespeist. Menschen suchen in diesem Engagement Lebenssinn, Lebensqualität und Lebensfreude und sie handeln aus einem Bewusstsein heraus, dass keine, aber auch wirklich keine externe Autorität das Recht für sich beanspruchen kann, die für das Subjekt stimmigen und befriedigenden Konzepte des richtigen und guten Lebens vorzugeben. Zugleich ist gelingende Selbstsorge von dem Bewusstsein durchdrungen, dass für die Schaffung autonomer Lebensprojekte soziale Anerkennung und Ermutigung gebraucht wird, sie steht also nicht im

Widerspruch zu sozialer Empfindsamkeit, sondern sie setzen sich wechselseitig voraus. Und schließlich heißt eine „Politik der Lebensführung“ auch: Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass meine Vorstellungen vom guten Leben im Delegationsverfahren zu verwirklichen sind. Ich muss mich einmischen. Eine solche Perspektive der Selbstsorge ist deshalb mit keiner Version „vormundschaftlicher“ Politik und Verwaltung vereinbar. Ins Zentrum rückt mit Notwendigkeit die Idee der „Zivilgesellschaft“.

Eine Zivilgesellschaft lebt von dem Vertrauen der Menschen in ihre Fähigkeiten, im wohlverstandenen Eigeninteresse gemeinsam mit anderen die Lebensbedingungen für alle zu verbessern. Zivilgesellschaftliche Kompetenz entsteht dadurch, „dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgerinnen und Bürgern dies ermöglichen" (Ottawa Charta 1986, zitiert nach: Trojan/Stumm 1992).

Fassen wir diese sozialpsychologisch begründeten Lebenskompetenzen noch einmal zusammen. Was brauchen Subjekte für eine gelingende Lebensbewältigung:

- Sie müssen ihre eigene Lebenserzählung finden, die für sie einen kohärenten Sinnzusammenhang stiftet
- Sie müssen in einer Welt der universellen Grenzüberschreitungen ihr eigenes „boundary management“ in Bezug auf Identität, Wertehorizont und Optionsvielfalt vornehmen
- Sie brauchen die „einbettende Kultur“ sozialer Netzwerke und die soziale Kompetenz, um diese auch immer wieder mit zu erzeugen
- Sie benötigen die erforderliche materielle Basissicherung, die eine Zugangsvoraussetzung für die Verteilung von Lebenschancen bildet
- Sie benötigen die Erfahrung der Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der sie ihr Lebensprojekt verwirklichen wollen
- Sie brauchen einen Kontext der Anerkennung, der die basale Voraussetzung für eine gelingende Identitätsarbeit ist
- Sie brauchen Voraussetzungen für den alltäglichen interkulturellen Diskurs, der in einer Einwanderungsgesellschaft alle Erfahrungsbereiche durchdringt
- Sie müssen die Chance haben, in Projekten des bürgerschaftlichen Engagements zivilgesellschaftliche Basiskompetenzen zu erwerben.

ZUM SCHLUSS NOCH EINMAL: ZUR NOTWENDIGKEIT EINER SOZIAL SENSIBLEN DIAGNOSTIK

Ich möchte noch einmal zu meiner Ausgangsfrage zurückkehren: Welche Auswirkungen haben gesellschaftliche Strukturveränderungen auf die Subjekte und ihre Befindlichkeit und Leidenserfahrungen. Menschen leben heute in komplizierten und oft unübersichtlichen Lebenswelten, auf jeden Fall sind es „multiple Realitäten“. Es spricht einiges dafür, dass das

Sozialpolitik in Diskussion, Band 9/2009: Seiten 10–27

Leben in „multiplen Realitäten“ und die ihm angemessene Entwicklung „multipler Identitäten“ im letzten halben Jahrhundert einen Bedeutungswandel erfahren haben. In der klassischen sozialwissenschaftlichen und sozialpsychiatrischen Literatur wurde eine solche Lebensrealität über das hohe Maß möglicher Rollenkonflikte und -überlastungen definiert, die als Risikofaktoren für psychische und körperliche Störungen angesehen wurden. So hat etwa Arnold Rose in den 1950er-Jahren die folgende Einschätzung gegeben: „Ein ‚vielseitiges‘ Selbst ist ein Hauptfaktor bei der Entstehung einer Neurose“ (Rose 1962). Seit den 1970er-Jahren häufen sich Arbeiten, in denen die Zunahme von Rollenkomplexität als eher gesundheitsförderliche Situation betrachtet wird. Vor allem Peggy Thoits (1986) hat sich in mehreren Studien mit dem Zusammenhang von multiplen Identitäten und psychischer Gesundheit befasst. Sie formulierte eine Hypothese, der zu Folge multiple Rollenengagements die Ressourcen einer Person, ihre positiven Selbstwertgefühle und ihre existentielle Sicherheit erhöhen. Sie sieht sich durch ihre Ergebnisse eindeutig bestätigt (vgl. Thoits 1986, 259-272).

Heute könnte man die Frage stellen, ob nicht genau diese Multiplizität zu einem Belastungsfaktor geworden ist, wenn sie neoliberal verstanden wird und dann bei den Subjekten eine Steigerungsdynamik auslöst, die identitätssichernde Grenzziehungen verhindert.

BIBLIOGRAPHIE

Antonovsky, Aaron (1987), Unraveling the mystery of health: How people manage stress and stay well, San Francisco; (dt.: 1997: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit, Tübingen).

Barz, Heiner, Wilhelm *Kampik,* Thomas *Singer* und Stefan *Teuber* (2001), Neue Werte, neue Wünsche, Düsseldorf/Berlin.

Bauman, Zygmunt (1995), Zeit des Recycling: Das Vermeiden des Festgelegt-Seins. Fitneß als Ziel, in: Psychologie und Gesellschaftskritik, Heft 74/75, Vol. 19, 7-24.

Bauman, Zygmunt (1997), Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen, Hamburg.

Bauman, Zygmunt (2000), Liquid modernity, Cambridge.

Bauman, Zygmunt (2004), Identity. Conversations with Benedetto Vecchi, Cambridge.

Berger, Peter L. (1994), Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit, Frankfurt am Main.

Berger, Peter L. und Thomas *Luckmann* (1995), Modernität, Pluralismus und Sinnkrise, Gütersloh.

Castells, Manuel (1996), The rise of the network society (= The information age: Economy, society and culture, Vol. I), Oxford.

Ehrenberg, Alain (2004), Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, Frankfurt am Main.

Elias, Norbert (1976), Über den Prozess der Zivilisation, Frankfurt am Main.

Gergen, Kenneth J. (2000), The self: death by technology, in: Dwight Fee (Ed.), Pathology and the postmodern. Mental illness as discourse and experience, London, 100-115.

Giddens, Anthony (1995), Konsequenzen der Moderne, Frankfurt am Main.

Giddens, Anthony (1997), Jenseits von Links und Rechts, Frankfurt am Main.

Habermas, Jürgen (1998), Die postnationale Konstellation, Frankfurt.

Ibarra, Herminia (2004), Working identity. Unconventional strategies for reinventing your career, Boston.

Jacoby, Russel (^{2}1980), Soziale Amnesie. Eine Kritik der konformistischen Psychologie von Adler bis Laing, Frankfurt am Main.

Kegan, Robert (1986), Die Entwicklungsstufen des Selbst, München.

Keupp, Heiner (1997), Ermutigung zum aufrechten Gang, Tübingen.

Keupp, Heiner, Thomas *Ahbe* und Wolfgang *Gmür* (2002), Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Hamburg.

Keupp, Heiner und Renate *Höfer* (Hg., 1997), Identitätsarbeit heute: klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung, Frankfurt am Main.

Khamneifar, Cyrus (2008), Wie stellt sich der anhaltende gesellschaftliche Wandel für PsychotherapeutInnen dar? – Theoretische und empirische Positionen vor dem Hintergrund ausgewählter sozialwissenschaftlicher Gesellschaftsanalysen und unter besonderer Berücksichtigung der Psychoanalyse, München: unveröffentlichte Dissertation.

Kraus, Wolfgang (1996), Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne, Pfaffenweiler.

Lutz, Burkart (1984), Der kurze Traum immerwährender Prosperität: eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main.

Montaigne, Michel de (1998), Essais. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stillet, Frankfurt am Main.

Muschg, Adolf (2005), Identität ist noch nirgends vom Himmel gefallen, in: Süddeutsche Zeitung vom 12.05.2005, 13.

Rose, Arnold M. (1962), A social psychological theory of neurosis, in ders. (Ed.), Human behavior and social processes, 537-549, Boston.

Sennett, Richard (1998), Der flexible Mensch: Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.

Summer, Elisabeth (2008), Macht die Gesellschaft depressiv? Alain Ehrenbergs Theorie des „erschöpften Selbst“ im Licht sozialwissenschaftlicher und therapeutischer Befunde, Bielefeld.

Taylor, Charles (1993), Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung, Frankfurt am Main.

Thoits, Peggy A. (1986), Multiple identities and psychological wellbeing, in: American Sociological Review, Vol. 51, 259-272.

Thoits, Peggy A. (1999), Self, Identity, Stress and Mental Health, in: Carol S. *Aneshensel* and Jo C. *Phelan* (Eds.), Handbook of the Sociology of Mental Health, New York. 345-368.

Thoits, Peggy A. (2003), Personal Agency in the Accumulation of Multiple Role-Identities, in: Peter J. *Burke,* Timothy J. *Owens,* Richard *Serpe* and Peggy A. *Thoits* (Eds.), Advances in Identity Theory and Research, New York, 179-194

Trojan, Alf und Brigitte *Stumm* (Hg., 1992), Gesundheit fördern statt kontrollieren. Eine Absage an den Mustermenschen, Frankfurt am Main.

Weber, Max (1963), Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Max *Weber,* Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I, Tübingen.